

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Gottlieb, Joseph: Leiden und Schicksal des Sebant von Rheden im
Türkenkriege 1716-1718. Nach einer Famileinchronik

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Leiden und Schicksale des Sebant von Rheden im Türkenkriege

1716—1718.

Einer alten Familienchronik nachgezählt von
Jos. Gottlieb, Frankfurt a. M.

A. D. post Christum natum 1720.

Nachdem ich vor etlichen Tagen aus langer Gefangenschaft und Sklaverei, in die mich der Türke gebracht, durch des barmherzigen Gottes große Gnade wiederumb heimgeliehet bin, habe ich, ach! leider des gestrigen Tages an dem Grabe meines herzlichen Vaters stehen müssen, der nun in der Väters Gruft ruhet als der neunte seines Stammes zu einer fröhlichen Auferstehung. Es ist aber die absonderliche Freude über meine Heimkehr die Ursach seines Todes gewest und mir von des Höchsten Hand in meinem über die Massen süßen Lustbecher dieser bitterliche Wer- und Schwer- mütztropfen eingemischet worden.

Also gebühret es mir nun als dem Erben in dies altväterliche Chronikon mit ziemlichem Fleiß einzutragen all das Sonderbare, was sich mit mir in fremden Landen begeben und zugetragen hat. — Solches möge zu Nutz und Frommen sein den Nachkommen, daß sie daraus lernen, wie der Herr die Seinen wunderbarlich führet nach dem geschriebenen steht im Psalm 107: „Die da sitzen mußten in Finsternis und Dunkel, gefangen in Zwang und Eisen, darum daß sie Gottes Geboten ungehorjam gewesen waren und das Gesetz des Höchsten geschändet hatten, — und sie zum Herrn riefen in ihrer Not und er ihnen half aus ihren Nengsten und sie aus der Finsternis und Dunkel führte und ihre Bande zerriß, die sollen dem Herrn danken um seine Güte und um seine Wunder, die er den Menschenkindern tut.“ —

Es war in der Karwoche im Jahr des Herrn 1716, am Dienstag, als unser Vater, weiland Freiherr Antonius von Rheden — Gott hab ihn selig! — seine zwei Söhne, meinen älteren, nun auch schon seit einem Jahr in Gott ruhenden Bruder Friedrich und mich, vor sich forderte.

„Ihr wiisset,“ so sprach er mit feierlichem Ernst, und seine Augen wurden feucht, was uns beiden sehr kuriös und ernsthaft deuchte, „daß im vorigen Jahr der Erbfeind unseres Glaubens der Türke, unserm durchlauchtigsten Kaiser den Krieg erklärt hat. In dem er die Benediger aus Morea vertrieben, hat er den Karlowitzer Frieden schändlich gebrochen. Das heilige Kreuz hat in Griechenland dem Halbmond weichen müssen, und unter dem Ruf: »Allah ist groß!« hat man die armen Christen dort schändlich gemißhandelt, tyrannisiert und gemordet. Eine Schmach, daß nicht die ganze Christenheit aufsteht, dem Grentel

der Verwüstung an heiliger Stätte ein Ende zu machen! Warum hat man so lange die »Türken- glocke« des Mittags geläutet — wenn wir nicht Lust haben, Leib und Leben gegen diesen Feind zu wagen?

„Nachdem ich mit Gott unserem Herrn darüber zu Räte gegangen, habe ich mich nunmehr entschlossen, einen von euch beiden mit zwölf Knechten unserem bedrängten Kaiser zu Hilfe zu senden. Dich, Friedrich, den Erben, muß ich bei mir behalten als Stütze des Alters, aber du, mein Sebant, der du immer sonderliche Freude gehabt am Waffenschmuck, Weidwerk und ritterlichem Spiel, wirst meinem Rufe gern folgen, da es gilt, anstatt des Spiels mit den Waffen in den blutigen Ernst der Schlacht sich zu begeben. — Am Mittwoch gehen wir zusammen zur Beichte, daß wir der Sündenlast los und ledig werden, sodann am Gründonnerstag zu



Sebant von Rheden nimmt Abschied von seinen Lieben beim Auszug in den Türkenkrieg 1716.

des Herrn Tisch. Auf Ostern versammeln wir die Freundschaft und Verwandten zur Abschiedsfeier, und dann hinaus unter dem Zeichen des Kreuzes gegen den Halbmond! Einverstanden?“

„Mit Freuden, Herr Vater, tue ich Euren Willen. — Erlaubt mir nur noch eins, daß ich am Karfreitag noch einige Freunde besuchen darf, die Ihr zu Ostern nicht einladen werdet,

die ich aber zuvor noch sprechen muß, ehe ich von dannen ziehe.“

Der Vater hatte nichts dagegen. Er vermerkte nicht, daß, als ich rief: mit Freuden! doch ein scharfer Schmerzensepfeil mein Herz verwundete; denn ich hatte seit Weihnacht eine Braut heimlicher Weise; ich fürchtete mich, es dem Vater anzujagen, weil eine Feindschaft und Fehde von altersher zwischen dem Hause Schulenburg und dem Hause Rheden gewesen; meine Braut aber war eine Schulenburg von Hehlen, gleicher Weise ohne Wissen ihres Vaters, des berühmten Johann Matthias, der General unter Prinz Eugen in kaiserlichen Diensten war. —

Der Vater gab seine Zustimmung zu meiner Bitte. Ich aber gedachte: Wie kannst du am Mittwoch zur Beichte und am Gründonnerstag zum Tisch des Herrn gehen, so du deinem Vater etwas verheimlichst? — Also schlug mich mein Gewissen, und ich gestand sogleich alles. Die Zornader schwoll auf seiner Stirn: „Verflucht sind alle heimlichen Verlöbniße — weißt du das nicht, du Ungeratener? Das sei nun die gebührende Strafe für dein Vergehen, daß du das heimlich geknüpft Band löst, ehe du gehst, denn das sei ferne, daß aus jenem Hause eine Tochter in mein Haus komme.“

„Aber gestrenger Herr Vater, ich bitte um Christi willen, verzeihet. Die selige Mutter wußte darum und hat mir auf dem Sterbebett ihren Segen nicht vorenthalten, — wollt Ihr denn, daß die alte Feindschaft zwischen den Schulenburgs und den Rhedens fortbestehe von Geschlecht zu Geschlecht? Hat nicht der Herr Frieden gemacht an seinem Kreuz? Vergesst an des Herrn Tisch des alten Haders und vergönnet mir, daß ich am großen Sabbath hinziehe gen Hehlen und der Braut verkünde, daß auch mein Vater den Segen zum Bunde gegeben.“

„Aber ihr Vater, was wird der dazu sagen?“

„So er hört, daß auch ich wie er gegen den Erbfeind streite und der barmherzige Gott mich mit Ehren geschmückt wieder heimbringt, sollte er dann noch »nein« sagen?“ —

Der Vater schwieg.

Den Sonnabend ritt ich auf meinem treuen Rößlein über das Besergebirg nach Bodenwerder zu meinem Freunde, dem jungen Freiherrn Karl von Münchhausen. Der war als Mittelsmann im Schloß zu Hehlen tätig gewesen. In seinem Elternhause hatte ich Adelheid kennen gelernt. Die Zeit war zu kurz, um die Braut zu bitten, nach Bodenwerder zu kommen. Karl erbot sich, mit mir nach Hehlen zu reiten. Aber wie sollte ich Einlaß begehren und Zutritt finden zu der gräflichen Familie? — Karl wußte Rat. Nicht weit vom gräflichen Schloß, aber doch außerhalb des Gesichtskreises am äußersten Ende des Dorfes, steht einsam ein von der gräflichen Familie erbautes Armen- und Siechenhaus.

„Da bleibst du,“ jagte Karl, „und ich bringe deine Braut zu dir. Ich sage ihrer Mutter, ein Kranker verlange nach dem tröstlichen Zuspruch des gnädigen Fräuleins. Da sie oft kommt, die Kranken zu besuchen, so wird das nicht auffallend sein, — und ein Kranker bist du ja,“ sagte er zu mir, „auch des tröstlichen Zuspruchs sonderlich bedürftig.“ — Was freilich nicht stricte der Wahrheit gemäß erfunden werden mag. Derothalben die Strafe nicht gänzlich ausgeblieben ist. Welch ein Wiedersehen und ein Abschied es war, kaum ich in ungelehrten Worten nicht ausdrücken.

„Deine Seele sei stille zu Gott, der dir hilft,“ das Wort gab sie mir mit auf den Weg, „mit Gott wirst du Taten verrichten, er wird deine Feinde untertreten und dich in Frieden wieder heimbringen.“

Ich begleitete sie noch auf einem einsamen Wege bis dicht vor das Schloß. Da haben wir Abschied genommen — auf Nimmerwiedersehen. — Ein Zeichen gab sie mir noch mit auf den Weg, — ihren Siegelring, den der Vater ihr beim Abschied geschenkt, ehe er zum Prinzen Eugen zog ins kaiserliche Lager.

„So du den Vater noch antriffst in Wien, geh zu ihm, zeig ihm den Ring und bitt um seinen Segen. Die Mutter weiß schon um unsere Liebe, ich hab's ihr gestanden, aber sie spricht: Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser.“

Also bin ich, angetan mit meines Großvaters altem Kürasch, am Tage nach Ostern mit meinem Fähnlein gen Wien geritten und gegen Pfingsten angekommen. — Graf Schulenburg, als des Prinzen Eugen Generalissimus, war der Republik Venedig zu Hilfe gesandt nach der Inseln Korfu. Prinz Eugenius, der Kriegsfürst aus dem Hause Savoyen aber, nachdem Hochbero die Brieße gelesen, in welchen mein Vater und andere fürnehme Leut mich rekommandieret, ließ mich vor sich kommen; welches meinerseitig mit etlichem Zagen geschah. „Allda sah ich den „edlen Ritter“, wie man jezo singet, und wenn ich auch von demselben ein anderes Konterfei im Sinne mir gemacht hatte, so gefiel er mir doch fast sehr. Seine Statura ist klein und mager. In dem langen, gebräunten Gesicht hat er eine große Nase stehen, — welche vielen Spaniol verbraucht, von welchem Tabak die Westentaschen angefüllt waren und das Oberkleid übersät —, dieselbige nebst zwei Zähnen, welche von den Lippen schlecht bedeckt sind, geben ihm ein absonderliches Aussehen. Aber man vergaß das über den kleinen, schwarzen, funkelnden Augen, die jeden zu durchbohren drohten, der etwa Miene machte zum Lachen über das Männchen. „Das Gesicht ist mir fatal,“ hatte einst Ludwig XIV. von Frankreich gesagt, so berichtet die Fama, als ihm der damals noch unbekannt erste 18 Jahre alte Prinz seine Dienste anbot,

die der König zurückwies; was demselbigen später sehr leid getan haben soll! — Aber mir war dies Gesicht anmutiglich.

„Also aus Braunschweig-Büneburg kommst du, mein Sohn? Freiwillig? — Schön. Avancez!“ Das ist ein Lieblingswort von ihm, welches ich verteutschet: „Vorwärts marsch!“ Nur wenn er's in der Schlacht aussprechen gemußt, im Angesicht drohender Verluste tat's ihm weh.



Prinz Eugen von Savoyen.

„Landsmann von Graf Schulenburg? — Schade, daß er schon fort ist, — hättest mit ihm ziehen können. Doch wir werden auch bald Arbeit bekommen. Avancez!“

Damit war ich entlassen.

Allda in seinem Zelte sah ich auch das mit Brillanten besetzte Kreuz, welches Kaiser Karol VI. dem Prinzen bei seinem Auszuge gegeben mit den Worten: „Ich habe Euch einen General vorgefetzt, den Ihr zu Rate ziehen und in dessen Namen Ihr alles ausführen werdet.“ Es stand aber an seinem Fußgestell:

Jesus Christus Generalissimus.

Was mir gar sehr gefiel.

Bald ging's mit 64000 Mann gegen den türkischen Großwesir Ali, der mit 150000 Mann gegen Peterwardein heranrückte. Im türkischen Lager waren viele ungarische Magnaten und französische Offiziere. Den 5. August begann die Bataille, nachdem der Türke unser verschanztes Lager etliche Tage mörderisch bombardiert hatte. Auf dem rechten Flügel siegte Prinz Eugen, auf dem linken, den Graf Starhemberg kommandierte, drangen die Janitscharen bis in unser innerstes Lager und bedrohten die Donaubrücke, uns den Rückzug abzuschneiden.

Die Reiterei unter Palsy eilte herbei, Prinz Eugen ließ die Reserven vorrücken, von den Wällen der Festung donnerten die Stücke auf den Türken; da ging es, wie man jetzt singet:

Ihr Konstabler auf der Schanze,
Spielet auf zu diesem Tanze
Mit Kartauen groß und klein!
Mit den großen, mit den kleinen —
Auf die Türken, auf die Heiden,
Daß sie laufen all davon!

Der Türke war bald von drei Feuern in die Mitte genommen. Der Großwesir fiel, seine Scharen flohen. Allda gab es ein groß Massaker und Blutbad! Die Türken verloren an diesem Tage gegen 30000 Mann, 160 Fahnen, auch das Prachtzelt des Großwesirs fiel in Prinz Eugens Hände. Vom Papste erhielt der Sieger von Peterwardein, als Ketter der Christenheit, den geweihten Hut und Degen! Zur selben Zeit ist auch vom Grafen Schulenburg die Stadt Korfu mit nur 1600 Mann gegen 30000 Türken verteidigt worden mit einer Tapferkeit, daß sich die ganze Christenheit darüber daß freute. Den 20. August ist der Besatzung eine spanisch-maltesische Flotte zu Hilfe gekommen, also daß die Türken weichen mußten! — Im andern Jahr haben die Veneziger dem Grafen Schulenburg ein prächtiges Denkmal zu Korfu errichtet.

Den Winter über hatten wir Ruhe und Zeit zum Erlernen der Befestigungs- und Belagerungskunst. Denn für das andere Jahr war die Belagerung Belgrads ins Auge gefaßt, davon es heißt:

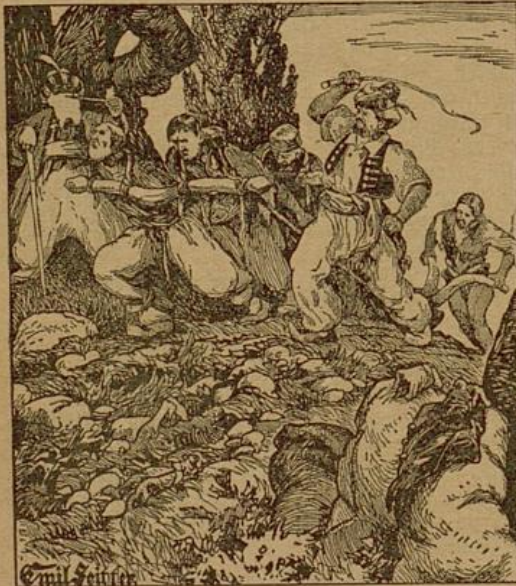
Als die Brucken nun war geschlagen,
Daß man kunnit mit Stuck und Wagen
Frei passier'n den Donafluß;
Bei Semlin schlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen
Ihn'n zum Spott und zum Verdruß!

Das war ein Stück Arbeit. Am 19. Juli wurden die Laufgräben eröffnet. Nach zehn Tagen war die Wasserstadt in Asche gelegt, da erschien am 1. August der Großwesir Hadjschi Ali, so daß wir zwischen 170 Geschützen und der Festung in der Mitte lagen. Den 10. August in der Nacht auf den 11. lag ich mit meinem Fähnlein auf Vorposten — es war stockfinster — in weiter Ferne loderten die Wachtfeuer der Türken — wir saßen in einer Erdhütte, plauderten von der Heimat — und mein Herz gedachte in Wehmut des Vaterhauses und meiner Liebsten — was ist das? Ein Schrei, ein Todesröcheln, dann alles still. Aufspringen, zu den Waffen greifen, hinauszuheilen — das ging flugs. Aber wir waren zu schwach gegen die Uebermacht. Der auf Posten stand, lag schon in seinem Blute.

Während wir zwölf wie Rasende um uns schlugen, unser Leben möglichst teuer zu verkaufen, warf man von hinten Schlingen über uns und zog uns zu Boden. Wir waren Ge-

fangene. Man band uns die Hände und trieb uns wie Schlachtschafe grausamlich mit Peitschenhieben ins türkische Lager.

Sobald der Tag graute, wurden wir in Ketten und Halsbänden auf die Donau gebracht und auf einem Schiffe in harter Verwahrung gehalten. Endlich wurden wir in die Türkei und bis in die Landschaft Silzere Dobbersei geführt. Alle Gefangenen wurden sogleich als Sklaven verkauft. Denn es war Erntezeit, und von den türkischen Landbesitzern, die alle ihre Knechte, so Muselmänner waren, zum Kriege hatten hergeben müssen, wurden die Sklaven zu hohen Preisen erstanden. Man teilte uns je sechs und sechs. Der Bauer, zu dem wir kamen, verlangte sogleich, daß wir Muselmänner werden sollten und versprach uns gute Tage, wenn wir unsern Herrn und Heiland fluchen wollten, — wo nicht, erwartete uns Prügel suppe. Der Aufseher mit der Peitsche stand schon bereit. Aber wir dachten daran, daß der Herr sich um unsern Willen vor Pilatus hatte geißeln lassen, und ermahnten



Da man die Pferde alle mit zum Kriege requiriert hatte, so wurden die vier Stärksten unters Joch getan und mir wurde der Pflug in die Hand gegeben.

einander, standhaft zu sein. Ja, wir ermunterten uns, zu singen: O Lamm Gottes, unschuldig . . . Das verdros die Muselmänner schwer und einer nach dem andern von uns erhielt an die zwanzig Hiebe mit der drahtgeflochlenen Sklavenpeitsche über den entblößten Rücken, daß das Blut floß. Als der sechste an die Reihe kam, der auch das Lamm Gottes nicht mitgesungen hatte, rief er: „Allah ist groß, und Muhammed ist sein Prophet!“ Alsobald ließ man ihn los. Die Freiheit

gab man ihm nicht, aber man setzte ihn zum Aufseher über uns. So führte er nun die Sklavenpeitsche. Wir aber gedachten der Apostel, die fröhlich von des Rates Angesicht gingen, als man sie gestäubt hatte. Also sind auch wir zum erstenmal gewürdigt worden, um Christi willen Schmach zu leiden. Die Wunden und Striemen schmerzten uns gar nicht sonderlich, und waren wir am anderen Tag schon wieder zur Arbeit geschickt. Das kostete dann freilich viel Schweiß, zumal bei mir, so ich die schwere Arbeit nicht gewohnt war. Mein Rücken mochte sich nicht bücken. — Hatte ich doch zu Hause weder die Sense in der Hand gehabt zum Mähen, noch die Sichel zum Schneiden, und Garben hatte ich auch noch keine gebunden. Aber der Blick auf den Judas, der mit der Peitsche hinter uns stand, lehrte mich's, und der Herr half.

Als die Ernte getan war, ging's ans Pflügen. Da man die Pferde alle mit zum Kriege requiriert hatte, so wurden die vier Stärksten unters Joch getan, und mir, als dem Schwächsten, den man schonen wollte, wurde der Pflug in die Hand gegeben. Auch ein ungewohntes Ding, aber es ging. Rot lehrt beten und arbeiten.

Da kamen Ende August Flüchtige, Wagen mit Verwundeten folgten nach. Mit Zähneknirschen und geballten Fäusten, so man uns ins Gesicht schlug, erzählten sie dem Bauern, dessen Sklaven wir waren, in der Türkensprache, die wir aber schon einigermaßen verstanden, daß der Prinz Eugenius sie bei Belgrad gänzlich in die Flucht geschlagen, und daß bald nach der Schlacht die Stadt kapitulierte, auch Semendria und andere feste Kastella in die Hände der Christen gefallen seien. Hätten wir unsere Freude nur bemeistern können. Aber wir riefen: „Gelobt sei Jesus Christ!“ Zum Danke gab's wieder Hiebe, und „Allah ist groß!“ tönte uns in die Ohren.

Wir hofften nun auf den Frieden, und daß wir dann ausgelöst würden, wie solches in der Christenheit geschieht. 1718, den 21. Juli — so hörten wir — wurde der Friede zu Passarowitz unterzeichnet, aber der Herr gab uns nicht los, denn: „Für mein gutes Geld habe ich euch gekauft,“ sagte er barsch, „ihr seid Sklaven, Gians, und bleibt's euer Leben lang, es sei denn, daß ihr ruft: Allah ist groß!“

Doch der Herr, unser Gott, zu dem wir ohne Unterlaß riefen — jeden Abend und Morgen beugten wir unsere Knie und beteten: „O Lamm Gottes, erbarme dich unser!“ — erhörte uns: Unser Bauer starb plötzlich, und sein Sohn Abdallah, der uns noch ferner in Sklaverei halten wollte, wurde von unserem Aufseher, dem Judas, bedeutet, daß er dazu kein Recht habe. Ob ihm der Abfall leid war, ob sein Gewissen ihn schlug, genug, er sagte: „Ich bin beim Rádi gewesen und habe gehört, daß durch den Tod des Vaters die Sklaven frei seien. Läßest du sie nicht los,

verlag ich dich.“ — Da er ein Türke geworden, mußte man ihn hören. Auf Christenklage hört ein Kadi nicht.

Troßdem schleppte uns Abdallah vor den Kadi. Der fragte: „Hast du die Giaurs gekauft für dein Geld?“ —

„Nein, aber mein Vater, und meines Vaters Geld ist mein Geld.“

„Damals, als dein Vater diese Sklaven kaufte, war sein Geld nicht dein Geld, also sind auch die Giaurs nicht dein. Allah ist groß! Laß diese Sklaven los!“

Es fehlte nicht viel, daß wir auch gerufen hätten: „Allah ist groß!“

Unser Judas — seit dem Abfalle nannten wir ihn so — brachte uns nach Konstantinopel, Stampoli nennen's die Türken. Dieses ist eine über die Maßen prächtige Stadt. Wie schön mag sie gewesen sein, als die Christen das Regiment hier hatten! Wie schmutzig ist nun alles geworden durch die Türkenherrschaft! Da stand ich an der großen Sophienkirche und suchte die Tür gegen Norden, so die Türken vermauert haben, damit die Weissagung, daß durch diese Tür die Christen wieder einziehen würden, nicht in Erfüllung ginge. Aber sie haben von außen und innen alles übertüncht; die heiligen Bilder von der Geburt, Kreuzigung und Auferstehung des Herrn haben sie mit Kalk überzogen und von außen auch die zugemauerte Tür damit verdeckt. Aber sollte der Herr nicht trotz der Türkentünche auferstehen auch in dieser Stadt, und den großen Stein abwälzen von diesem Grabe des Heiligtums? Sagte doch sogar unser Judas, als er aus der Moschee kam: „Das muß doch einmal wieder unser werden!“ Also hat er den Türkenturban doch nur aus gottloser Furcht angenommen, um den Schlägen zu entgehen. Jedemoch dürfen wir uns nicht beklagen über ihn, denn ohne ihn wären wir schwerlich losgekommen aus der Sklaverei elenden Banden. Und wie hätten wir nach Konstantinopel kommen wollen, wenn er nicht überall für uns um ein Stück Brot und einen Trunk Wasser gebettelt hätte? —

Wie nun weiter?

Da ist guter Rat teuer gewesen. Wir wollten zu Schiff nach Triest übers Meer fahren, aber kein Kapitano wollte uns als Matrosen annehmen.

Da begegnete uns im Hasen, im Goldenen Horn, der Jude Jzig von Kennade. Das ging vor uns auf als ein Freudenlicht, als wir den wohlbekanntesten Mann sahen in unserem Glend. Er kannte uns nicht, denn die Sonne hatte uns braun gebräunt, aber wir haben ihn gekannt und angededet. —

„Gottes Wunder, wer seid Ihr? — Und was wißt Ihr meinen Namen und wo ich bin zu Hause?“ — Denn wir haben ihn gefragt: Wie geht es in Kennade, Bodenwerder und Heshlen?

Als wir ihm erzählt haben von unserer Gefangenschaft und Sklaverei und wie wir frei geworden, rief er einmal über das andere: „Baruch Adonai!“ Als wir aber sagten: „Hilf uns mit Geld, daß wir heimkommen, — sollst es mit hundert Prozent wieder haben, — wollen dir einen Schuldschein geben!“ Da hieß es: „Wie heißt — Geld? Hundert Prozent? Schuldschein? Was hab' ich von das Papier? Weiß ich denn, ob alles wahr ist, was Ihr mir habt erzählt von Rheden und Banteln, und daß Ihr seid der junge Freiherr? Bin ich doch vor einem Vierteljahr bei dem Herr Vater gewesen, wenn er wirklich Euer Herr Vater ist, und hab' ihm verkauft Pferde, hab' Schaden dabei gemacht, — sind mich teuer gekommen und hab' sie billig losgeschlagen müssen, — und nun soll ich noch dem Herrn Sohn Geld dazu leihen, weiß nicht, ob ich's wieder zu sehen kriege. Schöne Geschäfte. Hat doch der Herr Vater, wenn er's wirklich ist, gar nicht gesagt, daß er noch einen Sohn am Leben habe, gefangen unter die Türken. Hat's doch geheißt, der Sebant ist vor Belgrad tot geblieben mit all seinen Knechten, massakriert von die Türken? Und nur? Wenn ich Euch's Geld leihe, mein gutes Geld, und ihr seid auf dem Schiff, und die Kaperische kommen von Tunis und Tripolis und schleppen Euch nach Fez und Marokko, — wo sind dann die hundert Prozent? Kapital mit die Zinsen, alles verloren! Gott bewahre mich, daß ich mit Euch mache Geschäfte. Rosse will ich handeln — sind nach dem Kriege billig zu haben — steckt mehr drin als in Menschen, wie Ihr seid.“ —

Damit hat er uns den Rücken gekehrt.

„Aber Jzig, das hätte ich von Euch nicht gedacht, daß Ihr so unbarmherzig wäret.“ Also bat ich ihn mit bekümmertem Mute.

„Eins will ich Euch zu Gefallen tun,“ wandte er sich noch einmal um, „ich will gehn nach Rheden zu Euerem Herrn Vater, so er's wirklich ist, und will sagen zu ihm: ›Euer Sohn Sebant lebt, und seine Knechte auch, sind alle in Konstantinopel, — Gottes Wunder — aber Geld haben sie keins für die Ueberfahrt, vertraut mir's an, will's richtig abliefern; in einem halben Jahr bin ich wieder hier. Baruch Adonai!“

Er ging, und wir hatten das Nachsehen. „Jzig,“ rief ich noch einmal, „wie geht's in Heshlen, im Schloß? Lebt Fräulein Adelheid noch, und ist sie gesund? Und glaubt sie auch, daß ich tot bin?“

„Freilich muß sie das glauben, denn das gnädige Fräulein hat vorig Jahr Hochzeit gehalten, als der Friede mit den Türken gemacht worden ist und der Herr Graf zurück war.“

„Hochzeit? Mit wem?“

„Nun, mit dem jungen Freiherrn v. Münchhausen. Der Vater wollt's haben, und das Mädchen hat müssen gehorchen.“

Mir ist schlimmer zumute gewesen bei dieser Boitschaft, als da ich vor Belgrad in die Hände der Türken geriet, — schlimmer, als da ich die ersten Peitschenhiebe von den Türken erhielt, — das war ein Stich ins Herz.

Mein Freund, dem ich mich vertrauete, hat mich unter die Füße getreten! Er hat mir die Braut abspenstig gemacht. Was soll ich nun noch in der Heimat? Ich komme ja doch zu spät, sagte ich mir. Ist's nicht genug, daß unter meinen Knechten einer ein Judas geworden ist, muß auch mein liebster Freund an mir zum Verräter werden?

Nun hat's mich wieder in den Krieg gezogen. Wie hab' ich mich gesehnt, in der Schlacht mein Leben ehrlich zu verbluten, das mir keinen Wert mehr gehabt.

Aber es war ja Friede gemacht, und dann dachte ich an meinen alten Vater, an Bruder und Schwestern, an das Kirchlein, wo die Mutter ruhte in der Gruft. Wie so lange hatte ich das Gotteshaus entbehren müssen. Seitmalen schon drei Jahre vergangen gewest, seit ich zum letzten Male mit der Gemeinde gesungen: „Der Herr ist auferstanden, befreit von Todesbanden“ — und des Herrn Leib empfangen. Da hat mich ein solches Heimweh überfallen, daß ich mit meinen Knechten wieder in den Hafen gegangen bin, um noch einen Versuch zu machen, Schiffsdienst zu gewinnen. Nur auf einem Türkeneschiff fand sich ein Unterkommen. Eine Galeere war's, und zur schwersten Arbeit auf den Ruderbänken mußten wir uns hergeben. Was aber das Allerschwerste gewesen ist, wir mußten uns den Türkenturban gefallen lassen. Denn „Giaurs“ hat der Kapitano auf seinem Schiffe nicht haben wollen. Wir haben gedacht, das Beten zu Gott unserm Herrn kann er uns doch nicht verwehren. Aber kaum sind wir auf dem Schiffe gewesen, so ist auch der Streit ausgebrochen wie das höllische Feuer.

Als von den Minarets die Stunde zum Gebet ausgerufen ward, fielen die Türken, mit dem Angesicht gen Mekka gewendet, nieder und haben ihr „Allah il Allah“ gerufen, — wir beugten das Knie und beteten: „O Lamm Gottes . . .“

Als die Türken vermerkt haben, daß wir keine Bekenner ihres Lügenpropheten seien, haben sie uns angepöbnet und mit Faustschlägen übel traktiert. Wir haben's uns ruhig gefallen lassen, doch hat uns der Kapitano in Schutz genommen.

Nachdem wir durch die Dardanellenstraße ins freie Meer gekommen und glücklich mit günstigem Winde um die Südspitze von Griechenland herumgerudert waren, ist uns ein Malteserschiff in Sicht gekommen. Selbige Malteserritter haben sich nicht gekümmert um den zwischen dem Kaiser, der Republik Venedig und den Türken geschlossenen Frieden. Krieg zwischen Kreuz und Halbmond, Krieg, bis kein Ungläubiger mehr

übrig ist, hat allezeit ihre Lösung geheißt. Das Schiff mit 24 Kanonen ist dem unsrigen weit überlegen gewest. So haben wir uns gefangen gegeben. Was half's uns, daß wir gefagt haben, wir seien Christen? Nach dem Turban und der übrigen türkischen Tracht, die wir angetan, wurden wir gleich den andern in Ketten gelegt und also nach Malta aus Land gebracht.

Aber der Herr, der uns bis anhero so wunderbarlich geführt, half uns auch hier aus aller Not.

Der Hochmeister des Ordens war ein Freiherr v. Schulenburg, ein Verwandter des Johann Matthias, den der Kaiser nach der Schlacht bei Peterwardein in den Reichsgrafenstand erhoben hatte.

Also habe ich verlangt, vor den Hochmeister geführt zu werden. In der Stadt La Vallette erhebt sich ein Kastell — hochragend — mit weitem Blicke über das Meer. Ich bat, man möchte mir zuvor christliche, ritterliche Kleidung geben, und zum Zeichen, daß ich dem Freiherrnstande angehöre, habe ich jothanen Siegelring gezeigt, den ich bis dahin sorgfältig verwahrt. Wie schmerzte mich sein Anblick! Aber ich habe gedacht, selbiger ist der einzige Schlüssel, der mir zu dem Großmeister den Eingang verschaffen wird. Denn es waren in dem Siegel in Rubinen die drei roten Greifenklauen der Schulenburger.

Alsobald bin ich vorgelassen. Und da ich von meiner Herkunft erzählte und all meine sonderbaren Erlebnisse, so hat man mir ehrlichen Glauben geschenkt, und auch meinen Gefährten wurden die Ketten abgenommen.

Mit dem nächsten Schiff, welches von Malta nach Venedig segelte, sind wir weiter befördert worden, nachdem wir in Malta die Pfingsten wieder unter Christen gefeiert. Hörten wir doch seit langem wieder die Lobgesänge von Gott Vater, Sohn und Heiligem Geist; und in froher Hoffnung haben wir uns dermalen schon gefreut, nun bald wieder in der heimischen Kirche zum Tisch des Herrn gehen zu können. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. — Wir haben nicht geahnt, wie sauer der Weg dahin uns noch gemacht würde!

Die Fahrt nach Venedig ist sonderlich glücklich vonstatten gegangen; aber als wir in der Lagunenstadt gelandet sind — allwo die Wege lauter Wasser sind — war dajelbst durch die drückende Sommerhize eine erschreckliche Krankheit ausgebrochen, eine grausame Pestilenz, welche die Doktores früher den „schwarzen Tod“ geheißt. Man hatte uns von Malta aus nicht sonderlich mit Geld zur Reise versehen, und da wir bei Fremden nicht ansprechen wollten, hatte ich mich entschlossen, in Venedig den Feldmarschall Johann Matthias von Schulenburg aufzusuchen, so hart mir auch der Gang angekommen ist. Konnte ich ihn um die Hand seiner Tochter nicht mehr bitten, so sie bereits vergeben war,

so konnte ich ihn doch um ein Darlehen bitten zur Rückkehr in die Heimat, auch um Empfehlungsschreiben und Schutzbriefe, damit uns die Obrigkeiten in den Ländern ungehindert durchließen. Aber der Palast des Grafen an dem großen Markusplatz war verschlossen, und es hieß: Exzellenz der Generalissimus sei mit der ganzen Familie in Tirol, in Brigen oder Bozen würd' ich ihn treffen.

Also auf, gen Tirol! Aber welcher fürchterlichen Anblick hatten wir noch! Vor der Stadt lagen in offenen Hallen viel hundert Kranke und Sterbende, ja auch die Leichen mitten unter den noch Lebenden. Und welcher ein Pesthauch erfüllte die Luft!

Da ist uns das Lied durch den Sinn gegangen: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen . . .“

In der Sommenglut des Landes Italia wanderten wir gen Norden, aber kein kühles Lüftlein kam uns von den Bergen entgegen. Wir kamen nicht weiter als Treviso. Da waren die Kräfte erschöpft und die Pest hat uns angehaucht mit ihrem erstickenden Odem.

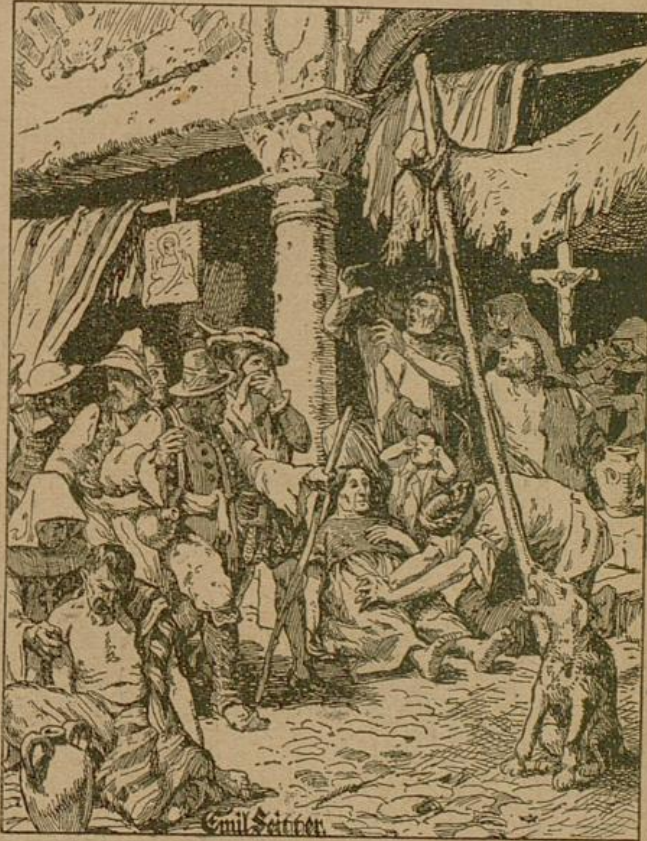
Es ist uns gewesen, als ob die Trauerweiden, die man nebst Platanen, Myrten und Oleanderbüschen in den kleinen Gärten vor den Häusern von Treviso sieht, uns zuriefen: Hier findet ihr euer Grab!

Einer sah den andern entsetzt an, Brustkrämpfe und Bluthusten kamen plötzlich über uns, und man brachte uns in ein großes Krankenhaus, Monte de Pieta. Alle Räume sind schon voll gewesen von den Vielen, so sich aus Venedig geflüchtet hatten und hier gleich uns von der Krankheit ereilt waren. Einige Dachstübchen sind uns zur Lagerstatt angewiesen. Barmherzige Schwestern übernahmen unsere Pflege. — Gott lohn's ihnen! Ein groß Kreuzigtig ist in jedem Stübchen gewest.

Nun folgte eine lange Nacht. Tiefe Schatten lagerten sich über meinem Geist. Wochenlang habe ich nichts von mir gewußt, und als ich wieder zu mir kam, bin ich wie ein klein Kind gewest, mußte wieder gehen lernen und mich langsam besinnen auf die vergangenen Tage. Wie lange hat's gedauert, bis mir das Besinnen und die Erinnerung wiederkam an alles Erlebte! Als ich nach meinen Knechten fragte, war keiner mehr am Leben.

Genesen von der langen Krankheit, habe ich

mir die Gräber meiner heimgegangenen Knechte zeigen lassen und ihre Seelen der Barmherzigkeit Gottes empfohlen, dann straks den Wanderstab genommen im Gebet zum Herrn um eine glückliche Reise. Als ich nach meinen Kleidungsstücken und Habseligkeiten fragte, die ich gehabt bei meinem Eintritt ins Krankenhaus, hat es geheißt: „Verbrannt, propter pestilenziam.“ Auch der Siegelring, den ich in die Kleider eingnäht hatte, war damit für immer dahin. —



Vor der Stadt lagen in offenen Hallen viel hundert Kranke und Sterbende.

Also auch dieser Hoffungsstern war untergegangen. Addio!

So habe ich denn als ein Bettler mich durchgeschlagen, bis wo die süße deutsche Mundart angefangen, und von da bis an den Rhein, und von mehr als einer Thür, wenn ich um ein Stück Brot bat, bin ich mit barschen Worten und bösen Hunden verjagt, aber in vielen Häusern ist mir Barmherzigkeit widerfahren. Das alles der gerechte Richter lohnen wird an seinem großen Tage.

Eben war ich gegen Abend durch die Stadt Speier gegangen, allwo viele deutsche Kaiser

ruhen im altehrwürdigen Dom; da begegnet mir vor dem Thor ein Mann in der Tracht meiner Heimat. Das Gesicht ist mir bekannt, es schaut mich an wie ein Gesicht aus dem Vaterhause. „Landsmann, woher und wohin? Mich dünkt, wir müßten einander kennen.“

Er schaut mich verwundert an. Meine zerlumpten Kleider und elendiges Aussehen mochten ihn abschrecken. Er will weitergehen. Ich frage noch einmal: „Seid Ihr nicht von Rheden bei Gronau an der Leine? Kennt Ihr nicht den alten Freiherrn? Lebt er noch? Hoffet er noch auf seines Sohnes Sebant Rückkehr? Hat der Thig von Kemnade nicht zu Hause von mir erzählt?“ — Da stutzt der Mann.

„Seid Ihr der Junker Sebant? Seid Ihr's wirklich? Ich bin ja der Hermann Willerding, hab' den kleinen Junker so oft aufs Pferd gehoben, als ich Reitknecht gewest bin bei dem gnädigen Herrn. — Aber Euch sieht man den Junker nicht an. Wenn nicht in Eurem Gesicht noch was Adeliges wäre, von unseres gnädigen Freiherrn Zügen, so glichet Ihr aufs Haar einem Vagabundus und Gammereisellen. Aber — halt, ein Zeichen gibt's, ein untrügliches, ob Ihr's seid oder nicht. So oft ich mit dem Junker bin an die Leine gegangen, daß er das Schwimmen lernen sollte, habe ich ein Muttermal gesehen an dem linken Arm, wie ein rotes Kreuz, zeigt es mir, dann will ich's glauben, daß Ihr es seid.“

Und ich hab' den zerrissenen Ärmel heraufgestreift, den Arm entblößt: „Siehe da, das Kreuz!“

Auf seine Knie fiel der Knecht und umfaßte meine Füße. „Gelobt sei Gott, der mich meinen jungen Herrn hier so wunderbar hat finden lassen!“

Ich dankte mit ihm dem Herrn von ganzem Herzen. Alsobald tat Hermann seinen Mund auf und erzählte, daß der Vater vom Thig die Nachricht erhalten habe, daß ich noch lebe; die weil er aber dem Juden kein Geld habe anvertrauen wollen, habe er ihn, den Hermann, gebeten, sich mit dem nötigen Geld auf die Reise nach Konstantinopel zu begeben. Wie erstaunlich und wunderbar, daß wir uns hier getroffen haben. Gleich sind wir zurückgekehrt in die Stadt Speier. Dasselbst habe ich mir Haar und Bart scheren lassen, ein Bad genommen und neue, doch schlechte Kleidung und Stiefel gekauft. Dann haben wir uns gelabt an Speise und Trank und endlich miteinander gesungen: „Nun danket alle Gott!“

Undern Tags haben wir zwei Rosse erstanden, da ich des Wanderns müde war. Von daunen nahmen wir den richtigsten Weg auf das Land zu Braunschweig, wohin auch all mein Sinn und Mut gestanden.

Als wir nun in das Land zu Hessen kamen, habe ich mich bei etlichen Hofjunkern, mit welchen ich bekannt gewesen, zu erkennen gegeben, die haben meine Wiederheimkunft vor Landgraf Wilhelm gebracht, und der hat mich vor sich kommen lassen, mir große Ehre erzeiget und 50 Goldgulden und andere Notdurft geben und verehren lassen. Mehrere Tage mußten wir dort rasten, und ich mußte meine Erlebnisse erzählen und im Schlosse zu Kassel bleiben.

Zu Münden aber war derzeit ein großer und wohlgeachteter Mann, auf den hat damals jeder, der Gnade hat haben wollen, sehen müssen, und der hat aus lauter Stolz und Abgunst mich bei dem Herrn Herzoge zu Braunschweig und Lüneburg nicht anmelden wollen. Derothalben mußte ich mit meinem Knecht in der Herberge „zur Krone“ aus meinem Beutel zehren und das Gelage bezahlen. Doch haben mir etliche Hofjunker und Bürger zu Münden, so mit uns in Kundschaft gestanden, Gesellschaft geleistet. Jener große, hoffärtige und haßsüchtige Mann, dem niemand gut genug war, und alles allein sein wollte, ward hernach mit rechter und gleicher Münze bezahlet.

Von Einbeck aus, da wir das letzte Nachtlager genommen, schickte ich einen die ganze Nacht durch wandernden Boten an meinen Herrn Vater: „Dein Sohn lebt und ist schon ganz nahe bei der Heimat.“

Da hat sich am anderen Morgen, als der Bote in Rheden ankam, der herzlichste Vater aufgemacht und ist auf die Höhe des Berges geritten, von wo man die Straße nach Einbeck weit übersiehet. Als er von der Höhe zween Reiter gesehen, ließ er den Reitknecht bei den Pferden oben und ist zu Fuß herabgeeilt, und am Fuße des Berges ist er mir um den Hals gefallen mit Jakobs Wort: „Nun will ich gern sterben, da ich dein Angezicht gesehen habe, daß du noch lebest.“ —

Und wie er das gesagt, hat ihm die Freude einen Stoß an das Herz versetzt und selbiges plötzlich abgedrückt, also daß er ohne vieles Weiden in meinen Armen entschlafen.*)

Mit viel Wehklagen aber ist er auf sein Haus von uns gebracht worden. Mit mir haben an seinem Bette gestanden meine verwaisten drei Schwestern, denen ich nun Vater und Mutter und Bruder sein muß.

Mit ziemlicher Frequenz aber und vieler ehrbaren Leute und Verwandten Trauern haben wir ihn neben der Frau Mutter selig in unsere

*) An der Stelle, wo der Vater in den Armen seines Sohnes verschied, wurde ein Gedenkstein errichtet. Dieser Stein, der sog. „Türkenstein“, ist, der besseren Erhaltung wegen, vor mehreren Jahren in den Schloßpark von Rheden überführt worden.

Grust am Karfreitag gebettet und daselbst ge-
lungen:

„O Lebensfürst,
Ich weiß,
Du wirst mich wieder auferwecken;
Sollte denn mein gläubig Herz
Vor der Grust erschrecken?
Sie wird mir sein
Ein Kämmlein,
Da ich auf Rosen liege,
Weil ich nun durch deinen Tod,
Tod und Grab besiege,
Indes will ich,
Mein Jesu,
Dich in meine Seele senken,
Und an deinen bitteren Tod
Bis in Tod gedenken.

Baroneß Lausbub.

Eine heitere Geschichte von Käthe Hübner-Wehn,
Mannheim.

Gewisslich hatte Frau Geheimrat Mer-
tens es nicht vorausgesehen, daß durch
den Besuch ihrer verwaiseten Nichte,
der schwarzlockigen Baroneß Myrza
aus Budapest, soviel Aufregung und Unruhe
in ihr stilles Haus getragen würde. Besonders
für die übrige brave Einwohnerschaft des kleinen,
norddeutschen Provinzstädtchens gab das Er-
scheinen des etwa achtzehnjährigen, sehr hübschen,
aber jungenhaft wilden Mädchens Grund zu
ständigem Klatsch und ständiger Entrüstung.

Am meisten erregten die verwegenen Reiter-
kunststückchen der Baroneß den Anwillen der
biedereren Spießbürger. Jeden Morgen brauste
sie wie der Sturmwind, im Herrensattel und
in Reithosen, die rote Zockemütze verwegen über
die blauschwarzen Locken gestülpt, durch die
stillen Gassen und Gäßchen des Städtchens und
alles, ob Mensch oder Tier, mußte vor ihr in
die Häuser flüchten, um nicht überritten zu
werden. Welch unerhörte Dreistigkeit von einem
Mädchen, zu reiten! Da war doch Helene, die
bald zwanzigjährige Tochter der Geheimrätin
ein anderes Mädchen! Wie sittsam saß sie am
Nähtischchen vorm Fenster, bei ihren roten
Geranien und Fuchsen. Wie fleißig half sie
mit in Küche und Haus. Wie berühmte war sie
im ganzen Städtchen durch ihre reizenden, kunst-
vollen Handarbeiten, die in Gestalt von Sofa-
kissen, Läufern, Zierdeckchen, Teezuppen und
Stores die Zimmer der geheimrätlichen Villa
ausfüllten. An ihr würde Fritz Neumiller, der
Sohn des benachbarten Brauereibesizers, sicher
einmal eine züchtige und tüchtige kleine Haus-
frau, so wie sie sein mußte, bekommen. Zwischen
den beiden Nachbarmfamilien bestand nämlich ein
herzliches Freundschaftsverhältnis, das deutlich
darauf schließen ließ, daß Fritz und Helene
einmal ein Paar werden sollten. Aber seit

dieser ungarische Tollkopf anwesend war, ver-
nachlässigte er Helene in auffallender Weise. Er
sah nur mehr Augen und Ohren für die
Baroneß zu haben. Jeden Morgen fast brachte
er ihr einen Strauß herrlicher Rosen und elegante
Kartons, die mit Pralinen gefüllt waren. Aber
zum Danke dafür malträtierte diese ihn, wo
sie es nur konnte. So auch heute wieder. Eben
kam sie heim von einem Morgenritt, erhitzt
und zu neuen Streichen gelaunt. Sie saß auf
dem Balkon über ein Körbchen mit frischem
Obst gebeugt. Drüben auf der Veranda der
Nachbarvilla stand Fritz und warf Kufhände
und Blumen herüber. Dafür aber bekam er
von ihr einen wohlgezielten Pflaumentern um
den andern ins Gesicht. Endlich zog er es vor,
doch in das Innere des Hauses zu flüchten, und
Myrza lachte fröhlich und ausgelassen hinter
ihm her. Da stimmte ein anderes schallendes
Gelächter in das ihre mit ein. Sie sprang empor
und sah sich suchend um. Vor ihr stand ein hoch-
gewachsener, eleganter Mann, der unbemerkt durch
den Garten und leise die Verandastufen empor-
geklimmt war. Myrza drückte die Zockemütze



Myrza blickte den Mann mit ihren dunklen Augen unternehmungslustig an.

(sie war noch in ihrem Reithostüm) tiefer in
das dunkle Gelock und blickte den Mann vor
ihr mit ihren dunkeln Augen unternehmungslustig an.

„Junge, das hast du famos gemacht,“ sagte
dieser endlich. „Aber sag mir, wie du in das